

Trauer und Tod in den Medien

Im Alltag spielt der Tod für gewöhnlich keine große Rolle: Wenn ein Angehöriger lebensbedrohlich erkrankt oder im Sterben liegt, kommt er ins Krankenhaus und bleibt nicht wie früher bis zum Tod zu Hause. Auch Hospize nehmen sich der Sterbenden an. Daher werden wir immer seltener naher Zeuge von Tod und Sterben im echten Leben. In den Medien dagegen wird der Tod sehr häufig thematisiert. Das führt dazu, dass sich unsere Auseinandersetzung mit den Themen Tod und Trauer zunehmend weniger in der Realität abspielt. Stattdessen findet sie immer mehr durch die Medien vermittelt statt.

Tod, Trauer und Sterben tauchen dabei in den verschiedenen Medien auf ganz unterschiedliche Weise auf: Nachrichtenmedien wie Fernsehen, Radio, Zeitungen und Zeitschriften sowie Nachrichtenseiten im Internet berichten nur in Ausnahmesituationen über den Tod von Privatpersonen. Geschieht ein Unglück wie eine Naturkatastrophe, ein Krieg oder ein terroristischer Anschlag, wird der Tod dagegen zu einem öffentlichen Ereignis – und die Nachrichten berichten. Im Fall von Prominenten wird auch über einzelne Todesfälle groß berichtet.

In Unterhaltungsmedien wie beispielsweise Kino- oder Fernsehfilmen, Fernsehserien oder Computerspielen kommen der Tod und das Sterben als Teil der Handlung vor. Nicht nur in Krimis, Thrillern und Horrorfilmen wird kräftig gestorben – auch in Anwalts- und Krankenhausserien oder Soap Operas segnet alle paar Folgen mal jemand das Zeitliche, um das Geschehen in Gang zu halten. Der Tod ist für Medien und insbesondere Fernsehsender ein Geschäft. Seit den ersten Tragödien ist er konstituierendes Element von Spannungsbögen. Dass die Darstellung von Tod für Fernsehsender ein Mittel zu hohen Zuschauer-Quoten ist, wirkt sich aber natürlich auf die Darstellung des Todes aus.

Promi-Tode: Trauer als mediales Thema

Der Tod ist ein großes Drama. Insbesondere wenn Prominente sterben, interessieren sich viele für die Umstände, leiden mit. Um auf plötzliche Todesfälle schnell im Programm reagieren zu können, produzieren Fernsehsender Nachrufe oft schon im Vorfeld. Tatsächlich gibt es in Redaktionen Schränke mit Rückblicken auf die Leben von im Moment noch quicklebendigen Prominenten. Wenn sie plötzlich sterben, muss nur noch die Todesursache ergänzt werden. Das normale Programm kann

sofort unterbrochen und stattdessen der Nachruf gesendet werden. Er beschreibt wichtige Stationen im Leben des Verstorbenen. Diese Sondersendungen über verstorbene Persönlichkeiten haben oft hohe Einschaltquoten.

In den Sendungen kommen Menschen zu Wort, die die Verstorbenen kannten, also Freunde, Verwandte oder Kollegen. In Reden oder Interviews teilen sie ihre Erinnerungen mit dem Zuschauer. Auch die Trauer kann so geteilt werden. Verstirbt ein Popstar wie Michael Jackson oder Amy Winehouse, hinterlässt dieser oft Tausende von trauernden Fans. Die Medien zeigen dann beispielsweise, wie Blumen



Trauerfeier von Robert Enke, Foto: Nifoto / Wikipedia

niedergelegt werden oder spontane Trauermärsche stattfinden. Auch die offiziellen Trauerfeiern werden häufig von den Medien begleitet und entsprechend inszeniert. So fand die Verabschiedung von Nationaltorhüter Robert Enke in einem Fußballstadion statt. Während die eigentliche Beerdigung nicht öffentlich war, wurde die Trauerfeier von mehreren Fernsehsendern live übertragen. Durch diese große Aufmerksamkeit erinnern sich die Zuschauer später nicht nur an den Verstorbenen, sondern auch an die Abschiedszeremonie selbst, die sie gemeinsam mit anderen Trauernden erlebt haben.

Der Zuschauer kann sich mit diesen anderen Trauernden identifizieren. Das Fernsehen kann so die emotionale Bindung des Publikums zu dem Verstorbenen verstärken und gleichzeitig ein Gefühl der Erleichterung vermitteln, weil der Zuschauer erkennt, dass er mit seinen Gefühlen nicht allein ist. Bei manchen Zuschauern befriedigen die Sendungen zudem eine heimliche Schaulust bzw. eine heimliche Lust an der Tragödie anderer.

Der Tod in Spielfilmen und Serien

Drehbücher der Unterhaltungsindustrie kommen selten ohne Todesfälle aus. Der Tod beunruhigt und fasziniert die Zuschauer gleichermaßen. Dabei spielt das Filmgenre kaum eine Rolle: Auch Kinderfilme wie „Findet Nemo“ (2003) oder „Der König der Löwen“ (1994) setzen sich sehr häufig mit den Themen Tod und Trauer auseinander.

Die handelnden Figuren sind dabei normalerweise keine realen Personen, sondern erfüllen bestimmte Rollen innerhalb der Geschichte. Dabei erleben sie Situationen stellvertretend für den Zuschauer, der sich mit ihnen identifizieren kann. So ist die Wahrnehmung zwar eine gänzlich andere, als wenn man selbst betroffen ist. Jedoch hat der Zuschauer die Möglichkeit, das Gesehene auf eigene Erlebnisse zu beziehen.

Innerhalb der erzählten Geschichte können der Tod und der Umgang mit ihm unterschiedlichste Funktionen einnehmen. Bei einem Kriminalfall dient ein Toter oft als Auslöser für die eigentliche Handlung. Auch in Actionfilmen oder Heldengeschichten wie zum Beispiel „Braveheart“ (1995) ist es häufig der Verlust einer nahestehenden Person, der den Helden verschiedene

Abenteuer erleben lässt. Oft wird eine Art Initiationsgeschichte erzählt: Konfrontiert mit dem Tod einer nahestehenden Person muss sich der Protagonist entscheiden - entweder kapitulieren oder zum Helden werden. Die meisten Filmfiguren entscheiden sich für den zweiten Weg, bekämpfen ihre Trauer – und stellen sich z.B. in den Dienst einer Sache, die dem/der Gestorbenen wichtig war. Am Ende finden sie oft eine neue Lebens-Perspektive.

Manche Filme funktionieren auch simpler: Ständige Todesgefahr ist eine super Triebfeder für den Protagonisten und kann zu spannenden Actionfilmen führen, wie etwa in der „Stirb Langsam“-Reihe.



Foto: madle-fotowelt.de / flickr

Trauerfälle – weltveränderndes Ereignis oder ganz normaler Alltag?

Wenn sich Figuren im Verlauf der Geschichte verändern, dann liegt das häufig daran, dass sie sich

Extremsituationen stellen mussten und sich ihre Weltanschauung änderte. Vielfach sorgt die Präsenz von Tod und Todesgefahr dafür, dass sich die Figuren ihres Lebens bewusst werden und ihr Verhalten nach dieser Krise ändern. In „Knockin’ On Heavens Door“ (1997) möchte eine der todkranken Hauptfiguren unbedingt das Meer sehen, was ihm bislang verwehrt blieb. Innerhalb von Drehbüchern dient die Bedrohung durch den Tod oft als Hinweis für Missstände oder Versäumnisse im Leben der Protagonisten. Bei Krankenhaus- oder Bestattungsunternehmerserien dagegen ist der Tod ein Teil des Alltags der Figuren. Das ermöglicht eine Erzählung aus einem anderen Blickwinkel: Während Angehörige eine besondere Bindung zu dem Verstorbenen haben und daher eher emotional reagieren, gehören Todesfälle für Ärzte oder Bestatter zum beruflichen Alltag. Diese pflegen daher einen anderen Umgang mit dem Thema und müssen sich anderen Herausforderungen stellen. Der Zuschauer lernt diese neue, weniger vertraute Sichtweise kennen. Der Zynismus und die Abgebrühtheit im Umgang mit dem Tod in Serien wie „Six Feet Under“, „Dr. House“ oder „Scrubs“ haben großes Humorpotenzial als Spiel mit Tabus.



Foto: BossPeta!! / flickr

Eigenarten des medialen Todes

Die Darstellung von Todesszenen oder Toten in den Medien folgt gewissen Regeln. Der Zuschauer soll schließlich interessiert bleiben und nicht das Programm wechseln. Daher orientieren sich die Produzenten von Serien oder Filmen an den Sehgewohnheiten ihrer Betrachter. Muss zum Beispiel eine Leiche seziiert werden, sind die Räume absolut steril, die Körper werden sauber vernäht und Spuren von Verwesung gibt es nur, wenn dies für die Handlung bedeutend ist. Auch das eigentliche Sterben ist meist ein sehr rascher Vorgang. Wenn eine Figur stirbt, dauert dies meist nur wenige Sekunden, unabhängig von der Todesursache. Nehmen solche Szenen mehr Zeit in Anspruch, dann ändert sich auch die Wirkung auf den Zuschauer, die Bilder schrecken eher ab oder verstören. Ein leidvoller Abtritt passt eher nicht als Ende des Bösewichts, da die Zuschauer unter Umständen Mitleid haben könnten. Stirbt dagegen ein Vertrauter des Helden, bleibt oft noch Zeit für einen letzten, kurzen Dialog. Außerdem existiert hier eine Abhängigkeit vom Genre. Sehr deutliche, drastische Darstellungen passen zu einem Horrorfilm, der Zuschauer erwartet sie hier eher als in einem Drama. Die Sehgewohnheiten und -erwartungen ändern sich mit der Zeit, sodass Todesszenen aus älteren Produktionen heute weitaus befremdlicher oder unrealistischer wirken können, wenn etwa eine Figur besonders theatralisch stirbt.



Foto: Oliver Haja / pixelio.de

Was darf gezeigt werden?

Egal ob Promi-Trauerfeier oder Krimi-Tod: In Deutschland gibt es klare Regeln dazu, wie Todesfälle

in den Medien auftauchen dürfen. Bei realen Personen wie Prominenten oder Opfern von Attentaten, Amokläufen oder Naturkatastrophen ist das maßgebliche Kriterium der Persönlichkeitsschutz. Prominente wie zum Beispiel bekannte Künstler oder Politiker sind Personen des öffentlichen Lebens. Das bedeutet, dass Informationen über sie gesendet oder Bilder von ihnen gezeigt werden dürfen, weil sie einen besonderen Bekanntheitsgrad erreicht haben. Der Tod einer solchen Person wird daher ausgiebig reportiert. Privatpersonen, die nicht öffentlich bekannt sind, haben ein starkes Recht auf ihre Privatsphäre. Auch wenn die Todesumstände – etwa bei Naturkatastrophen oder Verbrechen – für die Medien relevant sind, sollten die Namen der Toten nicht genannt und Filmaufnahmen anonymisiert werden.

Ein Sonderfall besteht, wenn sich eine Person das Leben nimmt. Über Suizide wird üblicherweise nicht berichtet, um keine Nachahmer zu provozieren. Wählt ein Prominenter jedoch den Freitod, wird die Berichterstattung unumgänglich. Den vermuteten Zusammenhang zwischen der medialen Aufmerksamkeit und der Suizidrate bezeichnet man als „Werther-Effekt“, in Anlehnung an den Roman von Johann Wolfgang von Goethe.

Bei fiktiven Toten in Filmen oder Serien muss dagegen das Jugendschutzgesetz beachtet werden. Das bedeutet, dass die Sendungen geprüft werden und eine Altersempfehlung ausgesprochen wird. Eine deutliche Darstellung eines Mordes kann dann nur für ältere Zuschauer geeignet sein. Die Fernsehsender zeigen in solchen Fällen häufig einen Hinweis für den Zuschauer und strahlen die Programme erst am Abend aus. Die Produzenten müssen sich also an bestimmte Vorgaben halten, um für ihre Zielgruppe auch erreichbar zu sein.

Vom medialen zum eigenen Tod?

Dass wir den Tod heutzutage fast ausschließlich über die Medien wahrnehmen, hat verschiedene Folgen. Die Auseinandersetzung mit Medien-Toten ist sehr viel weniger unmittelbar, als die reale Auseinandersetzung mit einem sterbenden Menschen. Es ist ein großer Unterschied, ob man schon mal an einem realen Sterbebett stand oder ob man hunderte von Sterbeszenen im Fernsehen gesehen hat. Ersteres wird einen emotional in der Regel stärker beeinflussen. Filmszenen, zumal klisierte, können einen kaum auf die reale Konfrontation mit dem Tod vorbereiten. Oft wird Tod und Sterben in Film, Fernsehen und Videospielen relativ stereotyp dargestellt: im Horrorfilm blutig und schnell, im Drama langsam, aber sauber und ordentlich. In Wirklichkeit folgt der Tod keinem dieser Stereotypen. Für ergreifende letzte Worte ist nicht immer Zeit. Umgekehrt kann das Sterben auch Stunden oder sogar Tage dauern – was wir im Film fast nie zu sehen bekommen, denn das würde den Rahmen der Handlung sprengen. Und Sterbende sind am Ende nicht immer versöhnt, auch liebevolle Menschen können zornig oder sehr traurig sterben. Dies zu begleiten, kann sehr hart sein.

Es gibt aber auch Filme, die versuchen, sich wahrhaftig schweren Sterbefällen zu nähern: „Halt auf freier Strecke“ von Andreas Dresen war 2011 ein sehr tiefgehender Versuch, der berührte und zur Auseinandersetzung mit dem Sterben zwang. Mit Filmen wie diesem aber auch anderen medialen Auseinandersetzungen mit dem Tod, können Medien helfen, das Thema Tod und Sterben wieder stärker in den Mittelpunkt der Gesellschaft zu bringen. Sie können dazu beitragen, ein Thema, das aus dem Alltag ein Stück verdrängt wurde, wieder in den Dialog zu holen. Die Erfahrungen mittels fiktiver

Figuren oder prominenter Todesfälle ersetzen eigene Erfahrungen nicht, können aber ein Nachdenken über eigene Ängste und Wünsche anstoßen. Und Medien können die persönliche Auseinandersetzung mit Tabuthemen wie Sterbehilfe oder bestimmten Krankheiten anstoßen, mit denen man sonst lange nicht in Berührung käme.